

Volkswocht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die werkhätige Bevölkerung

Mit der illustrierten Beilage „Die neue Welt“.

Telephon Nr. 451.

Telephon Nr. 451.

Nr. 47.

Mittwoch, den 25. Februar 1903.

14. Jahrgang

Die Wurmkrankheit.

Jahre hindurch haben die Bergarbeiter die Regierung gebeten, sie möge der Grubeninspektion Arbeiterdelegierte begeben. Aber obzwar das in anderen Ländern längst geschehen ist und sehr gut sich bewährt hat, konnte die preussische Regierung bisher nicht dazu sich entschließen. Welche Folgen dies für die Unfallhäufigkeit hat, ist wiederholt dargelegt worden, jetzt aber zeigt sich ein neuer großer Uebelstand, der wohl nicht seine heutige Ausdehnung hätte gewinnen können, wenn die von den Arbeitern und vielen Anderen gewünschte Reform der Berginspektion durchgeführt wäre. Der große Uebelstand ist die Verseuchung der Ruhrgruben durch die Wurmkrankheit.

Die Wurmkrankheit ist ursprünglich nur in den Gebirgen in Italien vorgekommen. Dann fand sie ihren Weg nach Mitteleuropa und hat sich besonders im ungarischen Bergbau eingenistet, von wo sie schließlich nach Deutschland eingeschleppt wurde. Zwar ist schon im Jahre 1855 auf Zeche Langenbrunn ein Wurmkrankheit entdeckt worden, weshalb es nicht ausgeschlossen wäre, daß schon vorher ein Krankheitsherd im Ruhrbergbau besteht, aber die große Ausdehnung, die diese Krankheit in den letzten Jahren genommen hat, wird wohl auf Einschleppung zurückzuführen sein. Die Krankheit selbst besteht darin, daß sie in den menschlichen Körper gelangenden Würmer ihn mächtig zerstören. Es entsteht Blutharnt, Wasserjucht, allgemeines Fiebertum, sogar Erblindung, und während man früher die Schädlichkeit des Wurmes sehr unterschätzte, kennen ihn jetzt die Aerzte so gut, daß sie betonen, „jeder Fall der Wurmerkrankung sei als eine ernste Krankheit, die nicht selten tödlich verläuft, zu behandeln“. Von solchen Fällen sind nun im Ruhrrevier schon 1300 festgestellt, es sind aber noch nicht alle. In Verhältniszahlen stellt sich die Sache so, daß von 10,000 Ruhrbergleuten als wurmkrank ermittelt wurden:

1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902
6,4	6,2	4,9	4,4	11,7	40,6	52,9

Man erkennt daraus das starke Anwachsen der Krankheit in den beiden letzten Jahren, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß nicht alle Schächte untersucht sind und auf den unterfuchten nicht die ganze unterirdische Belegschaft, und daß die Ziffern für 1902 nur bis Oktober gelten.

Wie geht nun die Verseuchung vor sich? Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt darüber: Die Würmer, von denen die Weibchen bis zu 18 Millimeter lang werden, kommen nur beim Menschen vor und müssen, um sich einzwickeln zu können, als Larve in den Magen und Darm gelangen. Hier wachsen sie sich schnell aus, und die Weibchen legen massenhaft Eier ab, die mit den Excrementen ins Freie gelangen. Werden diese Exkremente an einer trockenen Stelle abgelebert, so gehen die Eier ein, kommen sie aber an einen warmen, dunklen und schlammigen Platz, dann entwickeln sich in 2-3 Tagen die Larven, für welche die Lebensbedingungen in den Gruben so günstig sind, daß sie

gegen Wasser widerstandsfähig werden, also nicht nur im Schlamm, sondern auch im Verrieselungswasser lebensfähig vorhanden sein können. Es genügt daher unter Umständen, daß der Arbeiter bei der Arbeit, aber bevor er sich gründlich gereinigt hat, mit der Hand zum Mund fährt, um sich zu infizieren. Es kommt also alles darauf an, daß die Gruben selbst nicht durch Exkremente verunreinigt werden. Darum hat die Behörde ganz richtig vor etwa zwei Jahren eine Verordnung erlassen, welche die Aufstellung von Abortkübeln in den Gruben, ständige Desinfektion und den Arbeitern Reinhaltung der gefährdeten Körperteile vorschreibt.

Gerade in diesen zwei Jahren aber ist das Uebel so gewachsen. Es lag daher nahe, anzunehmen, daß die Verordnung nicht genügend durchgeführt worden sei. Als nun kürzlich über diese Frage ein kleiner Disput entstand, hat der Deutsche Bergarbeiterverband das zum Inhalt genommene, eine Enquete zu veranstalten, die in einer der letzten Nummern der „Deutschen Bergarbeiter-Zeitung“ veröffentlicht wird. Der Verband hat an Vertrauensleute, die in den verschiedenen Gruben beschäftigt sind, Fragebogen geschickt, das eingegangene Material gesichtet und teilt nun eine lange Reihe von Aussagen mit. Das Ergebnis ist, daß einerseits viele Verwaltungen erfreulicherweise auf peinliche Ordnung halten, aber andererseits leider auch vielfach dies nicht der Fall ist. Drei Fragen waren gestellt: ob die Kübel und in genügender Zahl vorhanden sind, ob die Wäsche rein sei, da durch Schmutz in den Aunen die Seuche auch gefördert wird, und ob Trinkwasser in den Gruben vorhanden ist, da die Arbeiter sonst Verrieselungswasser trinken, das eben oft den gefährlichen Wurm enthält. Und auf diese Fragen kommt von verschiedenen Seiten die Antwort, daß hier das, dort jenes nicht in Ordnung sei. Im Allgemeinen scheint die Vorschrift über die Kübel formell durchgeführt zu sein, aber wiederholt sind sie nicht in genügender Zahl vorhanden oder so, daß die Leute sich eckeln, sie zu benutzen. Trinkwasser giebt es fast nirgends ab.

Wenn die Wurmkrankheit wie eine Epidemie um sich greift, die Bergarbeiter und die, welche mit ihnen leben, bestraft, so ist das wohl Grund genug, daß die Behörden die Bekämpfung der Krankheit energisch in die Hand nehmen. Die bisherigen Mittel, insbesondere die bisherige Grubeninspektion, haben sich aber als gänzlich unzulänglich erwiesen. Der Bergarbeiterverband fordert die Aufhebung einer Spezialbehörde, die zur Bekämpfung der Wurmkrankheit die Befugnis hätte, nach Bedarf besondere Kontrollen aus der Belegschaft heranzuziehen. Es ist wohl an der Zeit, auch den deutschen Bergarbeiter zu schämen, bevor die Wurmkrankheit so weit um sich greift, daß man an der Möglichkeit, sie auszurotten, verzweifeln mußte.

Die Macht des Unteroffiziers.

Die grenzenlose Macht des Unteroffiziers, von der die Halle'schen Kriegsgerichtsräte nicht sonderlich erbaut gewesen sein mögen, offenbarte sich mit wünschenswerter Deutlichkeit

in der Strafsache wider den Unteroffizier Kaspar Nichtlin von der 7. Kompagnie des 72. Inf.-Regiments in Torgau.

Der Angeklagte, der als Zweijährig-Freiwilliger eingetretten ist und im sechsten Jahre dient, hatte in der Zeit vom Oktober des Dezember vorigen Jahres seinen Untergebenen gegenüber einen Terrorismus an den Tag gelegt, wogegen selbst das Kriegsgericht mit den allerhöchsten Mitteln nicht ankämpfen konnte. Neben der brutalen Behandlung seiner Untergebenen hatte er diese unglücklichen Leute auch noch derartig beeinflusst, günstig für ihn auszusagen, daß der Verhandlungsführer seine ganze Kraft einsetzen mußte, um so und so viel Meinende zu verhüten. Durch einen Irrtum seiner Begleiteten hatte der Angeklagte einmal die von ihm Mißhandelten sogar in seiner eigenen Sache zum Termin geführt. Dabei hatte er gesagt: „Der Kriegsgerichtsrat kann Euch garnichts und wenn er noch so streng vorgeht!“

Der Angeklagte war heute so „stebenswürdig“, dem Verhandlungsführer zu erklären, er habe die Untergebenen nur deshalb erstickt, nicht zu sagen, was er ihnen getan habe, um dem Herrn Kriegsgerichtsrat ein Vergernis zu ersparen. Der Verhandlungsführer entgegnete, daß er dem Angeklagten „eine so zarte Rücksichtnahme“ auf Vorgelegte gar nicht angetan hätte. Es erwiderte doch zu durchsichtig, daß der Angeklagte zunächst nur sein Wohl dabei im Auge gehabt habe. Wie der sog. „Stellvertreter Gottes auf Erden“ in der Kaserne und auf den Exerzierplätzen mit seinen Mannschaften umgesprungen war, davon einigermassen. Bei einer Stiefelkontrolle vor der Abendmahlfeier hatte er seine Untergebenen „Rumpf vorwärts beugt“ machen lassen und dabei hatte er diese mit den hinter ihnen stehenden Stiefeln — an den Schäften angefaßt — auf das Gesicht geschlagen. Ohrfeigen und Schläge mit der Scheide des Seitengewehrs auf die Hände, daß die Finger blau wurden, war für die armen Kerle nichts selbster. Auch bediente er sich mit Vorliebe eines Besenstiels, mit dem er seine Mannschaften in die Kniekehlen schlug.

Dem Rezenten Kaufmann, dem er den Befehl erteilt hatte, zwei Kameraden je eine Ohrfeige zu geben, langte er „eine herum“, weil Kaufmann, um seinen Kameraden nicht weh zu tun, die „Ohrfeigen nicht korrekt“ verabreicht hatte. Dem Rezenten Böhm, den er in das Gesicht geschlagen hatte, rief er, als dessen Nase blutete, die Worte zu: „Du Schwein, ich werde Dir die sozialdemokratische Gesinnung schon austreiben“. Die „unantastliche Gesinnung“ erblickte der Unteroffizier jedenfalls darin, daß die Nase „rot“ blutete.

Der größte Teil der Zeugen, etwa 18 an der Zahl, wollte in der Gegenwart ihres Peinigers mit der Wahrheit absolut nicht heraushen. Sie sagten, sie hätten Angst vor dem Angeklagten, der ihnen gelegentlich einmal die Worte zugerufen hatte: „Für Euch wäre es am besten, man rennte Euch das Seitengewehr durch den Leib, damit Ihr von der Kommando wegfahrt“. Das Gericht ließ nunmehr während der einen Vernehmung eines jeden Zeugen den Angeklagten aus dem Verhandlungsraum führen. Wenn der Unteroffizier da war, haberte es aber wieder mit der Aussage. Der Verhandlungsführer bemerkte wiederholt in großer Erregung, seine Geduld sei zu Ende; es sei kaum zu glauben, was in den Zeugen vorgehe. Die „Macht des Unteroffiziers“ machte einen höchst peinlichen Eindruck und in dieser peinlichen Situation wurde dann schließlich noch, obwohl die Berichterstatter alles wußten, wegen Gefährdung der militärischen Disziplin die Defensibilität ausgeschlossen!

Später wurde öffentlich der Beschluß verkündet, das Gericht müsse die Sache in einer anderen Zusammensetzung weiter verhandeln, da Meineidsverbrechen vorzuliegen scheinen.

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst v. Wolzogen.

50] *(Nachdem verlesen.)*
„Es ist allerdings etwas Unangenehmes“, sagte Charlotte leise, aber für Dich.“ Und sie gab ihm Brief und Rechnung.
Kriberst las und schlug mit zwei Fingern auf den Tisch.
„Ach! Was Du weisst, das ist ja eine bodenlose Frechheit! —ardon meine Damen!“ pläze er heraus. Und dann küßte er Charlotte ins Ohr.
„Das tut der Keel natürlich nur, damit Du glauben sollst, ich hätte für einhundertfiebenunddreißig Mark Blumenhandeln gemacht.“
„Ja, wer denn sonst?“ gab Votte ebenso leise zurück.
Er legte den Finger an den Mund und deutete mit den Augen auf seine Mutter.
„Ich erkläre Dir das nachher.“
Die beiden alten Damen waren sehr neugierig. Briefe regten immer auf. Sie bekamen ja so selten welche. Aber Kriberst wies Fragen kurzweg zurück. Uebrigens wurde auch bald das Interesse für einen wichtigeren Gegenstand abgelenkt, oder vielmehr auf zwei Umlauf auf den vorliegenden Gegenstand mit Hofraut und Preiselbeeren und auf den Knaben Karl, der heute vor der jungen Gräbigen eine Probe seiner Leistungsfähigkeit im Servieren abzugeben hatte. Der arme Junge schaute Angst in seiner engen Ärmel. Alle verließen sich seiner Bewegungen mit ihrem Blicken und alle riefen ihm laut oder leise ihre Ermahnungen zu.
„Nichts präsentieren, Karl!“ — „Teper cummer mit den Velen, Karl!“ — „O Gott, o Gott, Du wirst mir richtig noch die Saucer der Knaben gießen, mein Jung!“ — „Du tu mir bloß den Knaben nicht vorwiegen, so lange abhalten, wie Du einem die Saucer präsentierst?“ — „Und dann schneid nicht immer so, mein Karl, in anner mal pust Du Di erst tüchtig de Nase, eh Du reinkommst, verstanden?“
Charlotte hatte Mitleid mit dem armen Bich. Es war ein kleines Wunder, daß er nicht alles fallen ließ in der Verzweiflung, Kriberst recht machen zu können.
„Lassen Sie sich nur nicht bange machen“, sagte sie freundlich, und schon weichen mit der Zeit. Morgen vor Tisch über wies mal allein miteinander, nicht wahr?“
Der Bursche sah sie dankbar an und dann rollte er sich mit dem tiefen Seufzer hinaus. In der Küche hielt er mit seiner Meinung über die junge Gräbige nicht länger zurück.
„De is ganz, ne junge Frau, de is richtig fründlich. Du woad annerst hier“, sagte er zur Köchin.

„Du Schatzkopp, wat Du woll weest! Wi willen mal test töwen, ob ja auf Tisch rut deingeln kann; denn mag dat ja woll annerst war. Ob dat annerst bäter ward, dat blivt oof noch siehr de Frag“, verlesste die Köchin mit überlegener Miene.

Es war bei Tisch fast ausschließlich vom Essen gesprochen worden. Charlotte war herzlich froh, als die Wahrheit vorüber war und Kriberst sie mit sich in sein Arbeitszimmer nahm, das sie noch gar nicht gesehen hatte. Er entwirrte sich noch einmal über die Unverschämtheit des Blumenhändlers und behauptete mit treuherziger Miene, daß er niemals mit solchen Damen zu tun gehabt habe, welche in einem Jahre für einhundertfiebenunddreißig Mark und fünfundsiebzig Pfennig Blumen verschlingen können. Auch diese Rechnung gehöre auf das Konto seines Herrn Kapas.

„Sie ist ja aber doch von achtzehnhundertzwanzig“, bemerkte Charlotte zweifelhaft. „Da war doch Dein Papa eigentlich nicht mehr in den Jahren.“

„Hoho, da kennst Du meinen alten Herrn schlecht“, rief Kriberst mit breitem Lächeln. „Der war galant bis zum letzten Atemzug. Weißt Du, ich wollte nur vorhin vor Mama nichts sagen. Sie ist so sehr empfindlich in diesem Punkt. Ja, ja, mein Engel, so sind wir: ein unvermähltes, altes Herzensgeschlecht. Die Liebe hören wir immer auf bei einem rechten Klinkenberg.“ Und damit schloß er sie fest in die Arme.

Am selben Abend schrieb Charlotte ihren ersten Brief nach Hause, an Schwester Hedwig gerichtet, aber für alle bestimmt. Sie schilderte ihre Natur in Strehlen und schuf mit humoristischer Freiheit die böse, peinliche Wirklichkeit zu einer demüthigen Fiktion, etwa in dem Stil, wie Frig Reuter seine Unglücksfälle vorzutragen pflegt. „Es war fürchterlich komisch“, schloß dieser Teil ihres Berichtes. Und dann machte sie sich ein bißchen lustig über die geschmacklose altfränkische Einrichtung, über das merkwürdige Lontchen und über den unglücklichen Knaben Karl, der viel zu engen Vorzeckel. Und als sie soweit gekommen war, dachte sie längere Zeit nach und konnte ungeschlüssig an der Feder. Sollte sie zu demselben schreiben, wie der Zufall schon am ersten Tage ihr das ganz plumpe Pagenewebe Kribersts enthielt hatte? Und warum sie dennoch nicht gleich wieder heimgeleht sei? Wie sollte sie die Worte finden, ihnen das zu erklären? Sie verstanden es vielleicht doch nicht. Warum sie also unruhig ängstigen und betrübten! Und so schloß sie denn ihr laages Schreiben mit der Versicherung, daß ihr der einfache, behäbige Charakter des Hauses und der ganzen Umgebung und die ebenso einfache Vergnügen, mit der sie alle angenommen hätten, sehr gut gefallen; daß sie, mit einem Worte, überaus glücklich und zufrieden sei und mit froher Hoffnung in die Zukunft schau. Auf Kribersts Wunsch sprach sie zum Schluß noch die Bitte aus, daß Hedwig oder Heinrich doch berichten sollten, dem Papa noch einige tausend Mark

etwa zur Anschaffung von Möbeln abzuscheiden. Der gute Kriberst sei ja so außerordentlich bescheiden in seinen Ansprüchen, daß er die alte Einrichtung für vollkommen genügend hielte. Aber ihr eigener Geschmack sei doch nun einmal so berobbt, daß sie den Mangel an geschmackvollen Formen, Harmonie der Farben und Bequemlichkeit doch sehr vermissen würde.

Ohne ihn noch einmal durchzulesen, verschloß Charlotte ihren Brief und tat ihn in den Blechkasten, den der Knecht, welcher frühmorgens die Milch nach der Stadt fuhr, mit auf die Post nahm. Sie hatte kein ganz reines Gewissen. Aber es sollte nicht wahr sein, was ihr eine heimliche Stimme zutütelte, wollte, daß der böse Geist der Lüge, der in diesem Hause wohnte, nun auch schon sie selber beim Karmel erreicht hätte und behaglich ob der leichten Leute hohlnachte. Sie wollte, sie würde durchaus die Wahrheit gesprochen haben, sie mußte glücklich sein! Und mit so behedem, glühendem Verlangen nüzte sie sich in die Arme ihres Gatten.

30. Kapitäl.

Handelt von den Hüttenwecken und was sie für ein Ende nahmen.

Die ersten Wochen ihrer Ehe schwandte für Charlotte rasch genug dahin, denn es gab für sie reichliche und angenehme Beschäftigung. Zunächst langten die Küsten mit ihrer Ausstattung an und da wurde angepackt und eingeräumt, wobei es sich herausstellte, daß längst nicht Schraute und Kästen genug für diese Fülle von schönen und nützlichen Dingen im Hause vorhanden waren. Dann wurden Möbel gekauft und bestellt, Teppiche und Vorhangstoffe angeschafft, Tapizier, Tischler und Zimmermaler verschrieben und es immer nach dem anderen von Grund aus erneuert und verschönert. Papa Schöndel hatte sich wirklich dazu verstanden, einige tausend Mark zu spenden. Sein Verbling schrieb gar so glücklich und guttieren und begann sich immer hinaufzulegen. Warum sollte er ihr nicht vor seinem Ende noch eine Freude zu machen. Seine anderen Kinder entbehrten ja nichts. Und Heinrich Schöndel hatte noch aus freien Stücken ein wertvolles Geschenk hinzugesetzt, eine sehr gediegene Wohnzimmereinrichtung.

Charlotte hatte ihrem Gatten zu seinem Geburtstag einige sehr schöne und bequeme Möbel für sein Studierzimmer geschenkt, welches sie außerdem durch Ablung des Plafonds, Holzpaneelen an den Wänden und eine imitierte Ledertapele höchst geschmackvoll eingerichtet hatte. Und Kriberst seinerseits ließ es sich nicht nehmen, ihr eine neue Schlafzimmereinrichtung zu schenken: die Betten und Möbel aus hellem Holz mit bunter Bemalung, die Wände statt der allerdings unruhigen Charles das Schlafzimmere gerade so gut wie das Schlafzimmer aus ihrer Tasche bezahlen — aber darauf konnte sie bei Kriberst nicht an. Ihren eigenen Blüthenstücken Schöndel hatte sie sich auch von daheim schicken lassen, und als endlich Kriberst

Anordnungen zum Schutze der Arbeiter in Bürsten- und Pinsel-Fabriken, in Robbaar-Spinnereien, Gerbereien usw. gegen Milzbrandinfektion sind noch immer nicht genügend. Es handelt sich hier direkt um das Leben der Arbeiter. Die Infektion führt fast regelmäßig zum Tode. Menschenleben aber sind wichtiger, als die Interessen der Industrie. Wir verlangen, daß das gesamte inländische wie ausländische Material an Hellen und Häuten dem Desinfektionszwange unterworfen werde. Als Desinfektionsmittel muß einheitlich stromender Wasserdampf vorgeschrieben werden, dem das Material eine halbe Stunde lang bei einem Ueberdruck von mindestens 0,15 Atmosphären ausgesetzt ist. Nebst bringt ausreichendes Material vor für die zahlreichen Milzbrandkrankungen und Todesfälle des Jahres 1901 und die Nichtbeachtung der Bundesratsvorschriften. Es ist zum Schutze der Arbeiter gegen diese furchtbaren Gefahren bringen eine neue Bundesrats-Verordnung erforderlich. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Wehl (natl.): Sie werden von mir als neugewählten Abgeordneten wahrscheinlich ein politisches Glaubensbekenntnis verlangen. (Gritenkeit und Aufse: Nein, nein!) Ich will auch feins ablegen. Hier soll ja nicht nach Parteien, sondern nach dem Gesamtwohl entschieden werden. Im Interesse der Gerbindustrie muß mit den Bundesratsverordnungen gegen die Milzbrandgefahr sehr vorichtig vorgegangen werden. Die Gefahr der Infektion ist gar nicht so sehr groß.

Abg. Hoffmann-Galle (libd. Vp.) schließt sich den Ausführungen des Abgeordneten an und verlangt energische Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche.

Staatssekretär Graf Posadowsky: Daß die Spermaeregeln den einzelnen Gemeinden und Besitzern Opfer auferlegen, darüber täuschen sich die Verbündeten Regierungen nicht. An der Tabelle, die das Reichsamt des Innern herausgegeben hat, können Sie sehen, wie regensreich für die Landwirtschaft im ganzen strenge Maßregeln in Bezug auf die Maul- und Klauenseuche wirken. Eine wesentliche Milderung dieser Spermaeregeln ist im Besonderen bei den deutschen Landwirtschaften kaum möglich. Es ist unzweifelhaft, daß diese noch immer vorhandene Seuche, die Häute im fließenden Wasser zu reinigen, eine Gefahr der Verbreitung des Milzbrandes in sich birgt. Es wird erzwungen, diese Maßnahme, sei es durch ein Gesetz, sei es durch eine Bundesratsverordnung, zu befestigen. Das Verlangen, alle Haare mit stromendem Dampf zu desinfizieren, würde zum Ruin vieler kleiner Betriebe führen. Ein schrittweises Vorgehen ist durchaus berechtigt.

Präsident Graf Ballestrem: Damit verlassen wir die Vieh- und gehen zum Stoff über. (Gritenkeit.)

Abg. Münch-Herber (natl.) fordert das Verbot des Verkaufes von konzentrierter Essigsäure. Die Essigsäure ist ein tödlich wirkendes Blutgift und verursacht viele Unglücks- und Todesfälle. Leider ist eine Verordnung des Berliner Polizeipräsidenten über den Kleinhandel mit Essigsäure wieder aufgehoben. Redner bittet um Wirtelung der Gründe dieser Aufhebung.

Staatssekretär Graf Posadowsky erklärt, daß eine Regelung dieser Frage in Aussicht genommen sei.

Abg. Baumann (Centr.) begründet die von ihm eingebrachte Resolution über die Weinsteuern. Das Weingewerbe steht nur auf dem Papier. In der Stadt Berlin z. B. wird noch heute die Weinparasitärei im großen Maßstabe betrieben.

Abg. Fik (natl.): Um dem reinen Wein zum Siege zu verhelfen, muß ich Ihnen reinen Wein einschenken.

Der deutsche Weinbau leidet heute unter den billigen Preisen und teilweise unter der Unverfänglichkeit der Marken. Dagegen läßt sich ankämpfen durch Steigerung des Bedarfs und der Ausfuhr, sowie durch Einschränkung der überflüssigen Weinvermehrung und durch Bekämpfung der Parasitärei. Das Weingewerbe wird durch die Ausführungen fast illusorisch gemacht. Ein Händler, der 100 Liter Wein mit 800 Liter Zuckermasse vermischt hatte, wurde freigesprochen. (Griten! hört!) Aber wie soll es im Lande b hier werden, wenn im Reichstag selbst gegen das Weingewerbe verstoßen wird. (Gritenkeit.)

Abg. Schüler (Str.): Herr Wurm will nicht, daß in den staatlichen Weinhandlungen ausschließlich deutscher Rotwein verhandelt wird. Wir begrüßen im Gegenteil diesen Schutz des deutschen Rotweins und verlangen zu seinem weiteren Schutz entweder ein Verbot des Beschnittens oder höhere Zölle für den ausländischen Rotwein. (Ob! b. t. Coz.) Im Interesse der Konsumenten muß der Deklarationszwang eingeführt werden. Die jetzigen Zustände sind ganz unzulässig.

Abg. Dr. Reinhard (natl.) betont die Notwendigkeit einer schärferen Kontrolle.

Abg. Dr. Blankenhorn (natl.) schließt sich den Ausführungen des Abg. Schüler an.

Württembergischer Bundesratsbevollmächtigter von Schilder teilt mit, daß Württemberg für die Weinsteuern in sieben Kontrollbezirke eingeteilt sei.

Nach einer Bemerkung des elsäß-lothringischen Kommissars **Geheimrat Galle** bezeichnet

Abg. Dadoch (Str.) die Weinsteuern als ungenügend. Wenn Geld für Eisenbahnen in Afrika vorhanden sei, müße sich auch solches für die Durchführung einer einheitlichen Nahrungs- und Genussmittelkontrolle finden.

Staatssekretär Graf Posadowsky: Wenn unsere Kolonien mit Eisenbahnen warten sollen, bis es in Deutschland keinen schlechten Wein mehr gibt, dann werden sie sehr lange warten müssen. (Gritenkeit.) Hervorragende Weininteressen haben wir beibehalten, daß das Weingewerbe doch recht durchschlagend gewirkt hat. Ich habe alle Bundesstaaten darauf hingewiesen, daß die Weinsteuern mit der nötigen Schärfe geübt werden möge. Auch ich habe herzlich wenig Sympathie für den Wein, der in Kellern wächst und keine Reblaus zu fürchten hat. (Gritenkeit.) — Die allgemeinen Polizeivorgänge sind für eine geordnete, sachverständige Kontrolle ungenügend, zumal es ihnen vielfach auch an der erforderlichen Unabhängigkeit gebricht. Die Ausführung eines eventuellen Gesetzes über die Nahrungs- und Genussmittelkontrolle wird nach meinen Informationen unbedingt den Eingeweihten überlassen werden müssen. Die Herren nun haben gut, ihre Wünsche und Beschwerden in den Einzellandtagen, speziell im preussischen Landtage, vorzubringen.

Abg. Crüger (frei. Vp.): Der Vorstand der kleinen Weinproduzenten liegt daran, daß wir verschärfte schlechte Weinpreise gehabt haben. Oben die Witterungsverhältnisse können wir die Winger nicht schützen. Die Kontrolle muß innerhalb des ganzen Reichsgebietes gleichmäßig sein; sonst gehen sich die Panischer in die Gegend zurück, wo die Kontrolle eine Laxe ist. Gerecht hat mich die Erklärung des Staatsministers, daß die Polizeivorgänge zur Kontrolle nicht geeignet sind. Wir werden seinen Rate folgen und die Frage der allgemeinen Nahrungs- und Genussmittelkontrolle in den Landtagen zur Sprache bringen.

Abg. Lucke (B. d. L.) tritt für schärfere Beobachtung des Weinhandels ein.

Nach weiteren Bemerkungen der Abg. **Blankenhorn (Centr.)** und **Fik (natl.)** schließt die Debatte über die Weinfrage.

Die weitere Beratung des Etats wird darauf vertagt auf Mittwoch 1 Uhr.

Abg. Dr. Paschke (natl.) bittet den Präsidenten, nach Abschluß der Beratung des Etats des Reichsamts des Innern die Krankenversicherungs-Novelle auf die Tagesordnung zu legen, damit dieselbe eventuell noch in dieser Session verabschiedet werden könne.

Präs. Graf Ballestrem: Je rascher die Beratung des vorliegenden Etats vor sich gehen wird (Große Gritenkeit), desto rascher wird die Krankenversicherungs-Novelle auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Abg. Dr. Müller-Sagan (frei. Vp.) bittet die noch nicht erledigten Berichte der Wahlprüfungskommission möglichst bald auf die Tagesordnung zu legen.

Präs. Graf Ballestrem stimmt der Anregung zu, gibt aber zu bedenken, daß es schwierig sein dürfte, bei der jetzigen Befassung des Hauses zur völligen Verabschiedung strittiger Fälle zu gelangen.

Abg. Singer (Soz.) bittet, auch die Petitionsberichte zu berücksichtigen, zumal es sich z. T. um Petitionen handelt, die schon vor Jahren eingelaufen seien.

Präs. Graf Ballestrem: Ich stimme auch dem Redner zu, der zuletzt gebrochen hat. (Gritenkeit.) Künftig werden vor Eintritt in die eigentliche Tagesordnung täglich eine Reihe solcher Petitionen erledigt werden, die voraussichtlich zu keiner längeren Debatte Anlaß geben. Die erste Pflicht des Reichstags ist aber, den Etat zu erledigen (Gritenkeit) und zwar bis zum 1. April. Meine Pflicht ist es, Ihnen das aus Herz zu legen; wie Sie es machen, das ist Ihre Sache. (Gritenkeit.)

Schluß der Sitzung: 6 1/4 Uhr.

Arbeiterbewegung.

Kongresse und Generalversammlungen. Außer der bereits stattgefundenen Konferenz der Militär- und Feuerwerksmeister in Berlin (8. und 9. Februar) und dem für den 29. und 30. März bereits 18 Verbandstage einberufenen, die sämtlich im ersten Halbjahr Zusammenstellung bekannt:

- März**
- 23. Tabakarbeiter in Dresden.
 - 24. Barbier in Mannheim.
 - 31. Bauarbeiter in Berlin.
 - 31. Maler in Berlin.
 - 31. Maurer in Berlin.
 - 31. Zimmerer in Berlin.
- April**
- 10. Schmiede in Halle a. S.
 - 12. Glaser in Leipzig.
 - 13. Bergarbeiter in München.
 - 18. Sattler in Kassel.
 - 14. Gemeindebediensteter in Berlin.
 - 19. Schiffszimmerer in Vorgebuhr.
 - 20. Seleute in Hamburg.
- Mai**
- 10. Werftarbeiter in Begefac.
 - 20. Bäcker in Magdeburg.
 - 30. Glasarbeiter in Dresden.
 - 31. Bergarbeiter in Suidan.
- Juni**
- 1. Metallarbeiter in Berlin.

Lokales und Provinziales.

Breslau, den 25. Februar.

*** Die Löhne der Weber im Zillertal.** Kürzlich hatte Genosse **Webel** auf Grund von Quellangaben im Reichstage die erbärmlichen Lohnverhältnisse der Zillertaler Weber zur Sprache gebracht und dabei unter anderem erwähnt, daß in der dortigen Fabrik Löhne je nach der Qualität von 2-7 Mark gezahlt würden. Der sich noch immer freisinnig nennende Abg. Crüger hat dies nun abzulugnen versucht und seine Presse bedenkt nun den Genossen **Webel** mit einer Plut gemeinsten Schimpfworte, die anständige Menschen überhaupt nicht in den Mund nehmen und daher nur von Leuten herrühren können, die sich zu dem „berühmten“ Freijuna zählen. Wir sind heute in der glücklichen Lage, das ausführliche Schreiben eines dortigen Webers zu veröffentlichen, das in seiner Wortgetreuen Wiedergabe für sich selbst sprechen mag. Es lautet:

In Nummer 15 vom 22. Februar lasen wir einen Bericht im „Voten aus dem Riesengebirg“, welcher sich nochmals mit den bescheidenen Weberschicksal befaßt. Wir stellen aber abermals fest, daß die Löhne in der Weberei während der Aufhängung der Kaiserrede, sowie während der ganzen Zeit der Krise, so wie sie der Abg. **Webel** im Reichstage geschildert hat, auch gezahlt worden sind darüber ändert ein Lohnauszug vieleicht aus besseren Gewissensgründen nichts. Darüber würden nur die Lohnbücher während der letzten 2 Jahre ein Urteil geben. Am 14. d. M. sind ebenfalls wieder ein paar Familien Väter mit 300 Pfennigen jubelnd gegangen aber aus dem Lohn nicht aus dem Wirtshaus. Zwar ist es richtig das einige Weber bis 12 und darüber verdienen, zu denjenigen mag ja auch der Schreiber gehören, welcher dem Abg. Richter einen Brief übermittelte hat. Aber solche sind nur einige und kommen bei der Masse fast gar nicht in Betracht. Und erzielten selbige meistens nur solche Löhne wie das Ungleichmäßiger Arbeitsverteilung. Denn es ist vorkommen, das welche auf 3 Stühle Arbeiteten während nur auf 1 Stuhl beschäftigt waren, auch gibt es solche, welchen man immer bessere Sorten gibt, denn wenn sie nicht verdienen dann sind es die größten Unglücklichen und stellen sich gleich auf die Seiten der Sozialdemokraten oder solche wollen wir uns von Leibe haben. Selbige haben wir 1899 kennen gelernt. Spinnerei u. Weberei Arbeiter jeder Teil für sich. Auch hat man den Abg. **Webel** einen durchschnittlichen Lohn von sämtlichen in den Fabriken beschäftigten Arbeiteten über jand und sind vieleich die Löhne der Aufseher u. Weiser mit eingerechnet worden den sonst könnte dieser hohe durchschnittlichen Lohn nicht herauskommen. Dann hat ja auch nur der Abg. **Webel** von den Webern gesprochen, in welchen Saale die Kaiser Rede aufgehängt wurde, welche ja nur die Verantwortung gab die billigen Verhältnisse der Weber an Tagelohn zu ziehen. Den von eine gesicherten Gehalts der Arbeiter bei solchen Löhnen wie sie zur Zeit gezahlt wurden und mehr gezahlt werden kann absolut nicht die Rede sein. Auch hat man es ja auch fertig gebracht, das man Arbeiter, welche bis 16 Jahre in dieser Fabrik tätig waren, wegen ihrer Jugendlichkeit zum Verbanne erbarungslos auf das Wasser warf. Nun einige Beispiele das die Verhältnisse nicht so sein kann wie sie dem freisinnige Abg. übermittelte werden. Den die hiesigen Verhältnisse zwingen die Familien Väter sobald sie ihre Kinder aus der Schule haben mit in die Fabrik zu nehmen, damit sie zur Erhaltung des Haushalts beisteuern. Denn wenn sie selbige in Jahre gehen so entsteht nur für den Familien Vater immer noch eine mehr Auslage; solches sucht er wenn irgend möglich zu verhindern. Weil keine Einkünfte nicht darnach sind.

Es ist ja richtig das Frauen 2 bis 3 Kinder in Pflege geben. Und so selbige zuzamen in der Weberei Arbeiten so ist es doch vorkommen das selbige einen Lohn von zusammen 7 bis 9 Mark pro Woche erzielten. Das schreibt der freisinnige Schreiber noch, das **Webel** durch seine Auslagen, welche auf Wahrheit beruhen, hier ein plumpes Wahlmanöver bereitet hat. Aber solche plumpe Unwahrsheiten wie sie der freisinnige Arbeiter geschrieben, sind wir in Stunde jederzeit zu widerlegen und man sollte uns nur die Gelegenheit hierzu geben, den kommenden Wahlen leben weiter, ob man uns auch mit allen möglichen Unwahrsheiten beizudelt mit großer Ruhe entgegen. Denn was ist die Auffstellung des freisinnigen Kandidatur des Rechtsanwalts Dr. **Wlas** grade so gleich wie des **Wlas**.

Zum schluß noch wenn diese Zeilen noch nicht genügen soll: so bin ich gern bereit mit noch mehr Material aufzufahren.

Bezeichnend für die Crüger und Konsorten ist es übrigens, daß sie sich darauf verheissen, wenn sie jagen, 2 Mark Wochenlöhne würden nicht gezahlt. Selbst wenn dies wirklich nicht der Fall sein sollte, was aber nach dem obigen Schreiben ungewisselhaft doch der Fall ist, sind dem

die von Crüger selbst angegebenen Löhne, daß nämlich 482 erwachsene männliche Arbeiter im Durchschnitt einen Lohn von 13.34 Mark bekommen, 537 weibliche einen Lohn von 8.88 durchschnittlich und 79 jugendliche einen Durchschnittslohn von 7 Mark menschenwürdige? Darauf kommt es in der Hauptsache an und darauf zielen auch **Webels** so verdienstvolle Mitteilungen im Reichstage, die er im Interesse der armen abgeradenen Weber gemacht hat. Daran ändert das Geschwätz der königlich freisinnigen Volkspartei garnichts, mögen sie sich auch noch so schamheilig ent-rüsten gebärden.

Wir werden jedenfalls noch Gelegenheit haben, auf den Gegenstand weiter einzugehen.

*** Die Steigerung der Kohlenpreise.** Um zu erkennen, in welchem Maße die Finanzen der Stadt Breslau und ihrer Einwohner durch die Steigerung der Kohlenpreise belastet wurden, ist auf Veranlassung des Oberbürgermeisters vom Statistischen Amt eine Zusammenstellung ausgearbeitet worden, welche jetzt im „Gemeindeblatt“ veröffentlicht wird. Wir entnehmen derselben folgendes:

Die von der Stadtgemeinde im letzten Jahr für bezogenen Kohlenmengen und die dafür bezahlten Preise waren folgende:

Etat-jahr	Menge in Tonnen	Ausgaben in Mt.	Preis pro Tonne (gleich 1000 kg)
1897	71,765	921,069	12.83
1898	70,938	953,801	13.45
1899	76,930	1,088,282	14.15
1900	96,380	1,436,967	14.91
1901	95,056	1,614,657	16.98

Was kann daraus erkennen, wie bedeutend der Kohlenverbrauch der Stadtverwaltung ist. Auf sie kommt jetzt nicht weniger als der achte Teil aller Kohlen, die in Breslau verbrannt werden. Dieser Prozentsatz ist in der letzten Zeit stark gestiegen, denn er betrug im Etatjahre

1897	1898	1899	1900	1901
10.9	10.5	11.5	12.7	12.8

Der bei weitem größte Teil dieser Kohlenmengen kommt auf die Gaswerke, die 1901/2 allein 70,713 Tonnen bezogen, 9.5 pCt. aller hier verbrauchten Kohlen.

Um so sichtbar ist es natürlich für die Stadtverwaltung, daß die Ausgaben für ihre Beschaffung nicht nur durch den wachsenden Verbrauch, sondern auch durch die Preissteigerung erhöht worden sind. Sätte sie im letzten Jahre ihren Bedarf zu demselben Preise wie 1897 decken können, so wären die Ausgaben um 324,524 Mark geringer gewesen. Das sind nicht weniger als 8.6 pCt. der Staatseinkommensteuer. Oder anders ausgedrückt, die Gemeinde hätten um mehr als 5 pCt. niedriger bemessen und die Grundsteuer entsprechend herabgesetzt werden können, wenn die Preissteigerung für Kohlen nicht eingetreten wäre.

Weniger leicht ist es, die Mehrbelastung festzustellen, die die Breslauer Einwohnerschaft durch die Verteuerung des eigenen Kohlenverbrauchs erfahren hat. Die Berechnung des statistischen Amtes ergibt folgendes:

Nehmen wir an, daß von dem Gesamtverbrauch des Jahres 1901 die Hälfte (372 126 Tonnen) je um 2.88 Mt. teurer (Preissteigerung) je um 3.40 Mt. (Preissteigerung im Einzelhandel), dann hätten die Breslauer Einwohner in diesem Jahre rund 2 1/2 Millionen für ihren Bedarf mehr zahlen müssen, als wenn die Preise von 1907 noch geblieben hätten. Das ist ungefahr die Hälfte des Ertrages der Staatseinkommensteuer. Es ist nicht unbedeutend, darauf hinzuweisen, daß der Fiskus an dieser Verteuerung der Bürgerschaft sehr wesentlich beteiligt ist, da von der Gesamterhebung Obersteuers mehr als ein Viertel auf ihn entfällt.

Die Steigerung würde sich vielleicht damit rechtfertigen lassen, daß gleichzeitig die Löhne der Bergarbeiter erhöht worden sind. Es entfiel nun aber auf eine Tonne in Obersteuern an Arbeitslohn:

1897	1898	1899	1900	1901
2.39	2.44	2.51	2.90	3.81 Mt.
5.59	5.88	6.28	7.48	8.45 Mt.

Der Arbeitslohn machte aus in Prozent des Erlöses:

43	41	40	39	39
----	----	----	----	----

Wenn also auch die Löhne bedeutend (?) gestiegen sind, so sieht das doch in keinem Verhältnis zur Steigerung des Rohgewinns der Sechen.

*** Polnisches.** Von dem Schöffengericht zu Kattowitz wurde gestern wieder ein vacant vorlicher Redakteur des national-polnischen „Garnoslag“ (Heinrich Ciernienga) verurteilt, und zwar, weil er durch drei selbständige Handlungen am 1., 3. und 4. Januar dadurch groben Unfug verübte, daß er als verantwortlicher Redakteur im „Garnoslag“ die Namen der deutschen Kaufleute bekannt gab, die in der „Kattowitzer Zeitung“ inserierten und seine Leser aufforderte, bei diesen Kaufleuten nicht zu kaufen, sie also zu boykottieren. — Das Gericht erachtete eine fortgesetzte Handlung für vorliegend und verurteilte den Angeklagten zu vier Wochen Haft.

*** Einen Maskenball** veranstaltet am Sonntag, den 28. Februar, Abends, im großen Saale des Gewerkschaftshauses der Holzarbeiterverband, zu dem zahlreicher Besuch erwartet wird.

*** Kunstgewerbemuseum.** Die Tapetenausstellung der Firma Nicolai und Schmeißer wird, weil sie sich dauernd eines guten Besuchs erfreut, bis zum 1. März verlängert. Neu ausgestellt wurden: im Zimmer 24 (weiterer Stock) eine gestickte Decke, entworfen und ausgeführt von Coa Jaenicke, im Lichtbofe zwei Damenkleider mit Applikationsstickerei, eines aus rotem Tuch von Margarete Trauwein, das andere aus weißem Kaschmir von Jua Klüddemann (die Stickerei ausgeführt im Atelier von Laura Rosenberg, hier).

*** Ein Sturmwind** wüthete in der Nacht vom Sonntag zum Montag in Niederschlesien und hat vielfach schweren Schaden angerichtet. — In Slogau erlitt wie der „Niedersch. Anz.“ meldet, die Bedachung der katholischen Kirche, die schon von dem letzten Sturm arg mitgenommen wurde, wieder erhebliche Beschädigungen. Firmenthürer wurden gelockert und teilweise auch abgerissen und Reste von Balken abgebrochen. — Am Primkenauer Bahnhofsgelände hat der Sturm stellenweise das Schieferdach abgedeckt. — Die Verwüstungen sind der herzogliche Wildpark; ca. 80-100 der höchsten und stärksten Baumstämme, namentlich Fichten, sind entwurzelt oder liegen umgebrochen am Boden. Auch aus Wallau, Roggenau und aus anderen Orten liegen uns Berichte über Sturmchäden vor. — In Sagan entwurzelte der Sturm einen großen Baum; von Baubuden am Angustinerberg hob er Dächer ab und fährte sie fort. In der Banauer nach Sprottau vor Petersthal zerbrach er zwei Telegraphenmasten, so daß Telegraphenleitung nach Sprottau unterbrochen war; an der Berliner Bahnstrecke bei dem Ueberweg nach Sprottau

